

Das Steinerne Kind

Peleni sah, dass ihre Mutter dem Fremden nicht traute. Es war besser, man traute niemandem, nachts alleine am Fluss, darum hatten sie sich ihr Nachtlager auf der kleinen Insel mitten im Wasser gesucht. Vielleicht hatte der Fremde nur die gleiche Idee gehabt? Sie hatten nicht gehört, wie sein Boot anlegte, aber sie hatten auch nicht darauf geachtet. Und er hatte ihnen geholfen, das Feuer besser abzuschirmen, denn er hatte es schon vom Wasser aus gesehen. Auch das hatte Mutter nicht gefallen, aber sie hatte es hinnehmen müssen. Dann hatte sie Peleni ihre Decke gegeben und ihr gesagt, sie solle schlafen. Viel zu früh für ein Kind in ihrem Alter, und dabei hatte sie ihr einen eindeutigen Wink mit den Augen gegeben. Wach bleiben und den Moment abwarten. Sie machte das nicht zum ersten Mal.

Der Fremde starrte über die Flammen hinweg in das Dunkel über dem Fluss, das machte es schwerer. Seine Augen waren damit nie ganz an das Licht gewöhnt und er nahm jede Bewegung außerhalb des Scheins noch wahr. Er hatte nicht viel Gepäck, eine Tasche, die er am Gürtel trug, eine zweite, die um seine Schultern geschlungen war, sowie ein Bündel, das er neben sich gelegt hatte. Nicht genug, um lange unterwegs zu sein. Auch nicht, um erwartet zu haben, dass er übernachten musste. Keinerlei Proviant, keine Jagdwaffen. Oder es lag alles in seinem Boot. Peleni rutschte wie im Schlaf noch ein Stück aus dem Feuerkreis und beobachtete scharf unter ihren halbgeschlossenen Lidern. Der Fremde rührte sich nicht. Gut. Er hatte ihre Gegenwart lange schon vergessen.

Trotzdem ließ sie sicherheitshalber noch mehr Zeit vergehen und schob sich tiefer in die Schatten des Unterholzes. Nicht zuviel bewegen, sonst würde auffallen, wenn die Bewegungen erstarben. Sie atmete sehr langsam, aufmerksam, aber nicht angespannt. Der richtige Moment würde kommen, wenn sie nur Geduld hatte.

Wenige Minuten später war sie vollkommen vom Dunkel verschluckt, umgeben von hohem Gras und den harten Stämmen des knorrigen Buschwerks. Hier konnte sie sich nur langsam vorwärtsbewegen, nur vor sich tasten, bis der Boden weicher und feuchter wurde und so anzeigte, dass sie sich dem Ufer näherte. Danach ging es schneller, denn dann konnte sie laufen. Gebückt zwar, um sich versteckt zu halten, doch sie war klein und unscheinbar. Der Perheno lag schwarz im spärlichen Licht und gluckste nur träge, sonst schwieg er. Peleni kannte den Fluss schon lange und sie mochte ihn nicht. Sie war gezwungen, immer wieder wenige Tage an seinem Ufer oder gar auf seinen Wassern zu verbringen, aber sie war jedes Mal dankbar, wenn sie nach Hause zurückkehren konnte, fort von diesem mächtigen, bösen Wesen, das alles fortschwemmte, was in seine Strudel geriet. Die Erwachsenen sagten, dass man dem Perheno dankbar sein müsse, denn er sorge für fruchtbares Land und den Regen, selbst weit entfernt von seinen Ufern. Peleni wusste, dass die Erwachsenen ihn auch fürchteten.

Sie fand ihr eigenes Boot und unmittelbar daneben ein zweites. Schlecht. Das bedeutete entweder, dass der Fremde nichts zu verbergen hatte, oder dass er nicht die Absicht hatte, Peleni und ihre Mutter auch nur in die Nähe ihres Bootes kommen zu lassen, während es dort lag. Vielleicht nie mehr. Sie hatte keine Waffen an ihm gesehen, aber die hätte er auch im Unterholz verbergen können, um sie zu holen, wenn seine Opfer schliefen. Vielleicht war er wirklich gefährlich. Der Gedanke ließ eine feine Gänsehaut auf Pelenis Armen prickeln. Sie mochte die Spannung. Sie war Teil der Jagd. Noch ein tiefer Atemzug, dann war sie bereit, an Bord des fremden Gefährts zu gehen – eine Hand legte sich auf ihre Schulter und ließ sie vor Schreck aufschreien. Sofort legte sich eine zweite über ihren Mund.

„Der Fluss trägt weit“, sagte eine ruhige Stimme. „Du solltest an seinen Ufern niemals schreien, wenn du nicht gefunden werden willst.“

Mit gesenktem Kopf ließ Peleni sich zum Lager zurückführen. Die Hand des Fremden auf ihrer Schulter schob sie vorwärts, ohne Gewalt, aber mit genug Nachdruck, dass ihr klar

war, dass er sie nicht entkommen lassen würde. Sie wusste, ihre Mutter würde die Entsetzte spielen, wenn sie sie sah, darüber, dass ihre Tochter sich davongestohlen hatte, und die Dankbare, dass der Fremde sie gefunden und unversehrt zurückgebracht hatte. Auch das taten sie nicht zum ersten Mal.

Neu war, dass der Fremde ihr nicht erlaubte, sich am Feuer vorbei in die zitternd ausgestreckten Arme ihrer Mutter zu werfen. Pelenie wagte es nicht, sich loszureißen, auch wenn sie sicher war, dass sie es gekonnt hätte.

„Ihr wisst nicht, wo ihr seid“, sagte der Fremde. „Darum will ich euch warnen, an diesem Ort Unrechtes zu tun.“

„Wir lagern hier nur“, empörte sich die Mutter. „Du hast Recht, meine Tochter sollte nicht weglaufen, aber das kann man kaum als Unrecht bezeichnen. Ungehorsam, aber sie ist ein Kind.“

„Ich habe gesehen, wie du ihr den Auftrag dazu gegeben hast“, antwortete der Fremde. Es klang freundlich, auch wenn er noch immer Pelenis Schulter nicht losließ. „Ich habe sie seitdem keine Sekunde mehr aus den Augen gelassen, bis sie sich davonestahl. Hättest du mich gefragt, Kleine, hätte ich dir sagen können, dass mein Boot leer ist. Oder wir hätten uns gemeinsam davon überzeugen können und du hättest dir das mühsame Fortschleichen sparen können.“

Peleni zuckte die Achseln und zu ihrer Überraschung lachte er. Leise nur, aber eindeutig.

„Natürlich, wie dumm von mir. Solche Abenteuer machen dir Spaß. Du bist eine kleine Meisterin im Wegschleichen, nicht wahr?“

Er ließ sie los und Peleni drehte sich um, um ihn ansehen zu können. Er sah amüsiert auf sie hinunter, kein bisschen böse. Das Feuer spiegelte sich warm in seinen Augen und schien darin zu tanzen.

„Wie heißt du, Kleine?“ fragte er.

Peleni sah sich nach ihrer Mutter um, ob sie die Erlaubnis geben würde. Sie schüttelte den Kopf und so tat Peleni das gleiche.

„Na denn“, sagte der Fremde, ohne im Mindesten beleidigt zu sein. „Mädchen, das mir seinen Namen nicht nennen will, meiner ist Semjon. Leg dich wieder hin, ich will dir eine Geschichte erzählen über diese Gegend. Falls deine Mutter das gestattet.“

„Was für eine Geschichte ist es?“ fragte die Mutter misstrauisch.

„Eine von diesen Ufern. Ihr seid nicht von hier, ihr kennt sie sicher nicht.“

Das ließ Peleni aufmerken. Eine neue Geschichte! Es gab so selten neue Geschichten. Bittend sah sie ihre Mutter an. Die seufzte und schließlich gestattete es. Auch wenn Peleni beim Ausführen ihres Auftrags versagt hatte und darum keine Belohnung verdiente. Sie wusste, dass Peleni selbst sich schon genug ärgerte, dass es eine Strafe war.

Peleni machte es sich am Feuer bequem und zog ihre Decke heran. Semjon erschien ihr jetzt noch größer, das tanzende Licht machte ihn geradezu riesenhaft. Aber sie hatte keine Angst. Er schien ein freundlicher Riese zu sein.

„Hier ist der Fluss ruhig“, begann Semjon. „Doch nur drei Biegungen weiter verwandelt er sich in reißende Gischt, die über Felsen schießt, als wolle sie den Boden selbst zerbrechen und aufreißen. Das ist die Grenze zum Gebiet eines alten Stammes. Einst nannten sie sich stolz die Beherrscher, doch später waren sie nur noch als die Todgeweihten bekannt.“

„Die Totwihe?“ fragte Peleni atemlos. Sie liebte Geschichten über die Totwihe. Ein kriegerisches, alles verachtendes Volk, das vor nichts Halt gemacht hatte. Sie hatten es sich zum Ziel gemacht, den ganzen Perheno zu beherrschen, all seine Ufer und alles, was daran lebte. Die Wasser hatten sich rot gefärbt von ihren Kämpfen und mit wertvollen Schätzen von ihren Raubzügen gefüllt.

„Die Totwihe“, bestätigte Semjon. Er musste die Begeisterung in Pelenis Augen leuchten gesehen haben, denn er lächelte. „Ja, es gibt viele spannende Geschichten über ihre Taten, aber diese ist keine von Schlachtenlärm und Abenteuer. Es ist die Geschichte ihres größten Ruhmes, und du wirst dich wundern, wie wenig blutig dieser ist.“

„Kein Blut?“ fragte Peleni beinahe enttäuscht.

„Blutig also“, gab Semjon nach. „Dann beginne ich mit dem Mord. Dem Mord an Galeska, der berühmten Spiegeltänzerin der Olothet. Ihr ganzer Stamm war überrollt worden von den Totwihe, denn sie siedelten an den friedlichen, sanften Ufern, dort, wo der Perheno breit und freundlich wird. Seine Fluten waren tagelang rot wie glühender Edelstein, und wer nicht im Kampf fiel, den schleppten die Totwihe fort. Unter den Gefangenen war Galeska, ihres Rufs und ihrer Kunst wegen war sie wertvoll. Die Totwihe hatten vielleicht nicht einmal die Absicht, sie als Opfer dazubringen, denn sie hatten auch Gefangene von kostbarem Blut. Ihr befohlen sie nur, zu tanzen. Zu tanzen und zu hören, welchen Lobpreis die Geister und Götter für die siegreichen Totwihe hatten. Welche Belohnungen ihr Wüten und ihre immer größer werdende Macht zu erwarten hatte.“

Er machte eine Pause und sein Blick schweifte über das Feuer davon, als könne er Galeska im Dunkel tanzen sehen. Peleni konnte es, in den Flammen ihres eigenen Feuers, in dem der Reisig knisterte. Galeska, schlank und biegsam, mit langem, hellbraunem Haar, das um sie herumflog und die Muster der Spiegel in tausende Splitter brach. Geschmeidig wirbelte sie zwischen den Schalen und Spiegelsteinen herum, ohne auch nur eine zu berühren. Schon ihr zuzusehen ließ einem selbst schwindelig werden.

„Galeska gehorchte“, berichtete Semjons Stimme leise. Sie war wie eine Trommel, die den Tanz weiter trug. „Die große Galeska, unbeugsam wie der Wind, unzerbrechlich wie die Weidenrute, tanzte für den Feind, der ihr Volk vernichtet hatte. Sie tanzte und sie weinte, und die Lichter wirbelten durch das Versammlungshaus der Totwihe. Keiner konnte einen Blick von ihr abwenden und viele hielten die Klarheit des Lichtes nicht aus und weinten mit ihr, Freund oder Feind.“

Die Trommel in Pelenis Kopf schwieg und der wirbelnde Tanz erlosch in den Flammen. Sie wusste, Galeska würde sich nun aufrecht vor den Häuptling stellen und ihm ins Gesicht spucken. Ihm sagen, dass die Geister und Götter nicht für ihn durch sie sprechen würden. Und seine Leibwache würde sie köpfen dafür, dass sie sich solches Benehmen anmaßte.

„Da geschah das Unfassbare“, erzählte Semjon stattdessen. „Galeska fiel, mitten im Tanz.“

„Sie fiel?“ fragte Peleni fassungslos. „Aber Galeska...“

„Sie fiel. Sie stolperte über eine der Schalen. Vielleicht haben ihre Tränen ihren Blick verschleiert oder einer der Geister konnte das Schauspiel nicht mehr ertragen... die Wege der Mächte sind schwer zu verstehen.“

Peleni nickte und zog die Decke enger um sich. Die Nacht wurde kalt.

„Galeska fiel und ihre Spiegel zerbrachen, doch sie hatte genug erfahren. Man sagt, sie hat noch viel mehr gesehen als sie dann aussprach, denn sie machte sich nicht die Mühe, wieder aufzustehen, um die Nachrichten zu verkünden. Sie berichtete, dass die Geister und Götter erzürnt waren über die Totwihe und ihre Anmaßungen. Der Perheno selbst war voller Wut über ihr Ansinnen, ihn zu beherrschen. Immer hatte er ihre Opfer von Blut und Schätzen gnädig angenommen, doch die Totwihe begannen zu vergessen, wo ihr Platz war.

Einige lachten bei Galeskas Worten, andere fürchteten sich. Der Häuptling fragte, was getan werden müsse, um die Mächte zu versöhnen und Galeska schwieg lange. Erst, als sie ihr drohten, die Worte mit den Scherben ihrer eigenen Spiegel aus ihrer Zunge zu schneiden, sprach sie. ‚Es gibt keine Rettung.‘ Das waren ihre Worte. Niemand glaubte ihr. Sie dachten, Galeska verschweige ihnen etwas oder belüge sie, um sich an ihnen zu rächen. Sie wollten ihr das Geheimnis um jeden Preis entreißen, also banden sie sie auf den Opferstein. Die anderen Gefangenen schrieten und baten um Galeskas Leben, denn sie habe doch alles getreulich getan, um den Totwihe zu dienen, doch es führte nur dazu, dass sechs von ihnen die Kehlen durchgeschnitten wurden, um mit ihrem Blut den Opferweg zu bereiten.“

Je dichter der Blutnebel war, umso dünner war die Grenze zwischen Unwissenheit und der Antwort. Sechs Menschenleben, langsam ausgeblutet, das war eine feste Brücke über den Abgrund... eine Antwort um jeden Preis. Peleni schauderte bei dem Gedanken, dass jemand so besessen sein konnte.

„Du weißt, was das bedeutet, nicht wahr?“ fragte Semjon.

Peleni nickte. „Sie war nicht nur ein Opfer. Nicht einmal ein Sühneopfer.“

„Sie war ein Instrument. Die größte der Spiegeltänzerinnen hatte ihnen die Antwort nicht durch ihre Stimme gegeben, jetzt wollten sie sie aus ihren Eingeweiden. Der Häuptling selbst schnitt ihr bei lebendigem Leibe das Herz heraus. Kein Fehler wurde gemacht, auch nicht der Kleinste.“

Peleni konnte nicht länger warten. „Was war die Antwort?“ fragte sie. „Was haben sie gefunden?“

„'Es gibt keine Rettung.'“

„Was?“ Peleni war verwirrt. „War das die Antwort?“

„Das war die Antwort, die Galeska den Totwihe gegeben hatte“, erinnerte Semjon freundlich. „Hast du wirklich gedacht, sie hätte gelogen?“

„Nein, ich... ja. Ja! Sie waren doch Feinde. Wenn sie ihnen den Weg zur Rettung verschwiegen hätte...“

„Eine Spiegeltänzerin lügt nicht über das, was sie erfahren hat“, sagte Semjon. Er klang jetzt sehr streng und es war ein anderer Ton, nicht der der Erzählung. „Und sie verschweigt auch nichts.“

Peleni sah ihn herausfordernd an. „Warum nicht? Sie hätte ihr Volk retten können.“

„Sie hätte sich selbst verraten damit.“

„Sie hätten sie ohnehin getötet. Was hatte sie zu verlieren?“

„Alles. Hätten sie eine andere Antwort in ihr gefunden, es wäre furchtbarer gewesen als ein Erdbeben.“

Peleni verstand ihn nicht, aber sie entschied, nicht weiter nachzufragen. Es führte von der Geschichte fort – sie musste noch weitergehen. Noch war nichts Ruhmvolles geschehen. Zumindest nichts Ruhmvolles, was nicht auch in anderen Geschichten erzählt wurde.

„Was genau fanden sie?“ fragte sie. „Ihre Leber war schwarz und vertrocknet?“

„Viel schlimmer. Sie fanden ein Kind aus Stein.“

Pelenis Augen wurden groß und ihr Mund formte ein tonloses „oh“. Sie wagte es nicht, etwas zu sagen.

„Ein Kind aus Stein“, wiederholte Semjon. „In einem Gefängnis aus Stein, eingebettet wie in einem großen Ei. Erst glaubten sie, es sei ein Ei, und sie brachen es mit einem Ritualmesser auf, um das Leben darin freizusetzen. Dabei enthielt es nichts als den Tod. Ein Kind von einer Größe, die zwei Männerhände gut gefüllt hätte und ganz aus braunem, glattem Stein. Das Messer, mit dem sie das Gefängnis gebrochen hatten, hatte seine Wange gestreift und nicht mehr hinterlassen als einen kleinen Kratzer. Zusammengekauert lag es da, mit großen, leeren Augen und einem wie zum Schrei geöffneten Mund.“

„Das ist nicht wahr“, flüsterte Peleni. „Das kann nicht wahr sein!“

Semjon ignorierte sie. „Drei Tage versuchten die Totwihe das Steinerne Kind zu deuten. Eine Deutung zu finden, die ihnen Hoffnung ließ, doch die einzige wäre gewesen, dass sich das Omen nicht auf die Totwihe sondern auf die Olothet bezog. Doch die Frage war anders gestellt worden und die Brücke zu den Antworten war stark gewesen. So wie Kinder, die im Mutterleib zu Stein werden, wird das Volk von innen heraus sterben. Es gibt keine Rettung. Stein wird niemals wieder lebendig. Als sie es schließlich nicht mehr leugnen konnten, befahl der Häuptling, das Steinkind in einen Kasten zu setzen und diesen auf eine Stange zu stellen. Er hatte im Sinn, es in jeden Angriff mitzuführen, um so die anderen Stämme zu erinnern, dass es keine Gnade geben würde. Die Totwihe erfuhren keine Gnade, also gaben sie auch keine. Verdammte bis in alle Zeit. Doch die Spiegeltänzer hatten eine bessere Idee: das Kind wurde mit einem machtvollen Fluch belegt. Ein Fluch, der das Schicksal der Totwihe, das Schicksal des Steinernen Kindes, an jeden binden würde, der die Totwihe vernichtete. Waren sie selbst schon dem Untergang geweiht, dann wollten sie auch viele nach sich ziehen. Den Stamm, der sie einst besiegen würde, und den Stamm danach, der

dessen Bezwingen unterwarf, und immer so weiter bis ans Ende der Zeiten. Was sie nicht haben konnten, sollte auch kein anderer haben.“

„Aber die Totwihe wurden nie bezwungen“, sagt Peleni leise.

„Das ist richtig. Sie sorgten dafür, dass bekannt wurde, was geschehen war. Was Galeska prophezeit hatte und der Fluch des Kindes, den sie weitertragen wollten. Die anderen Stämme begannen, sie umso mehr zu fürchten, was ihnen doch jetzt jede Hoffnung genommen, wenn die Totwihe sie angriffen. Nicht einmal ein Sieg im Kampf war noch Rettung – viele versuchten, sich Leben und Frieden zu erkaufen. Sie unterwarfen sich oder leisteten Dienste im Austausch. Und die Totwihe wurden immer mächtiger. Sie drangen immer weiter vor, schlossen den Perheno, den sie nicht mehr gütig stimmen konnten, immer weiter ein. Für lange Zeit beherrschten sie weite Strecken seiner Ufer, immer bemüht, noch mehr an sich zu reißen – da brachte der Fluss selbst den Tod. Eine schreckliche Krankheit kroch aus den Wassern und befahl die Totwihe. Furchtbarer Gestank und faulendes Fleisch, gegen das nichts helfen konnte, kein Kraut und kein Gebet. Einer nach dem anderen siehten sie dahin, und in wenigen Jahren war von ihrer früheren Macht nichts mehr übrig. Nur das Steinkind blieb makellos über all die Jahre, glatt und hart und unzerstörbar. Tot. Dem, der nicht lebt, kann auch die schlimmste Krankheit nichts anhaben und Würmer fressen keinen Stein.“

Semjon machte eine Pause und Peleni dachte schon, die Geschichte wäre zu Ende. Ein seltsames Ende, leer und kalt, das ihr nicht gefiel. Aber etwas in seinen Augen hielt sie davon ab, das zu sagen. Der Blick, den er jetzt ins Feuer gerichtet hatte, verriet, dass er noch nicht fertig war.

„Vielleicht war es im Wahn der Krankheit“, fuhr Semjon tatsächlich fort, „vielleicht war es aber auch nur die große Heimtücke seines Volkes, geschürt von der Machtbesessenheit und Grausamkeit all dieser Generationen vor ihm – jedenfalls verfiel der letzte Häuptling der Totwihe auf einen außergewöhnlichen Plan: er wollte den Fluch auf ihren größten Feind übertragen. Sollten die Totwihe untergehen, dann sollte er mit ihnen untergehen. Er wollte den Perheno selbst vernichten.“

„Er hat das Steinkind ins Wasser geworfen?“

„Nein. Dann hätten die Fluten es fortgetragen oder an den Felsen zerschmettert. Er musste sicherstellen, dass das Kind gut aufgehoben ist, dass der Fluch langsam seine Wirkung entwickeln kann. Der Perheno ist mächtig, der Fluch brauchte Zeit, um genug Macht aufzubauen, es mit ihm aufzunehmen. Also gruben die letzten der Totwihe eine Kammer in den wasserumtosten Fels. Es war eine mühsame Aufgabe, denn sie mussten sich vom Ufer her unter das Flussbett graben, doch ihr Häuptling war besessen von der Idee und sein Glaube an Rache stachelte die anderen an. Nach und nach starben sie an dieser Aufgabe, am Ende auch der Häuptling. Auf dem Sterbebett nahm er dem letzten seiner Leute den Blutschwur ab, dass dieser das Kind unter den Fluss bringen und dort die Zeit ihr Werk tun lassen würde. Er vertraute ihm wohl nicht genug, es ohne diesen Schwur zu tun.“

„Wie kann man den Perheno vernichten wollen?“ murmelte Peleni. „Kann jemand wirklich so sehr hassen?“

„Hass kennt kein Maß“, sagte Semjon sanft. „Aber vielleicht hatte dieser Häuptling ein besonderes Talent dafür.“

Peleni nickte. Es war kein besonders tröstlicher Gedanke. Sie mochte den Fluss auch nicht, aber ihn vernichten zu wollen, würde bedeuten, die Welt zu vernichten. Alles zu vernichten.

„Was hat der Totwihe getan?“ fragte sie. „War sein Hass genauso groß?“

„Das weiß man nicht“, bedauerte Semjon. „Aber der Perheno ist noch immer da, nicht wahr? Glaubst du, dass das Kind unter seinen Fluten daran arbeitet, stark genug zu werden?“

„Ich hoffe nicht. Ich glaube... das würde mir nicht gefallen.“

„Wie geht die Geschichte weiter?“ fragte Pelenis Mutter. Ihr Ton war fordernd. „Sie muss ein echtes Ende haben, Semjon, denn es ist nur eine Geschichte.“

„Sie hat ein Ende“, beruhigte er. „Ich habe eine Heldentat versprochen, die ruhmreichste, die die Totwihe in all ihrer Grausamkeit begangen haben. Denn dieser letzte ihres grausamen Volkes hat genug verziehen, um den Fluch nicht auf die ganze Welt übertragen zu wollen. Er brachte das Steinkind hinunter in die Kammer und er versiegelte sie von innen mit schwerem Stein. Er konnte den mächtigen Fluch nicht brechen, doch er gab alles, um seine Auswirkungen zu mildern. Er gab sein Leben hin, gab sein Blut dem Steinkind, bat Geister und Götter um Verzeihung und um die Macht, die Vernichtung abzuwenden. Der Fluch sollte schlafen, schlafen im Stein unter dem Wasser, so lange, bis an seinen Ufern wieder Unrecht geschieht, so groß wie das, das die Totwihe begangen haben. Dann wird er aufwachen und sich auf die Frevler stürzen. Er wird sich dafür der Wasser des Flusses bedienen und niemand kann sagen, welche Auswirkungen das haben wird. Darum ist das Gebiet um das Steinkind tabu. Niemand darf dort ein Unrecht begehen, und sei es noch so klein, um das schreckliche Kind und seinen Fluch nicht zu wecken.“

„Die Stromschnellen“, flüsterte Peleni.

„Kein Stunde auf dem Fluss von hier“, bestätigte Semjon.

„Eine schöne Geschichte.“ Pelenis Mutter sagte das in einem formalen Ton, aber für Peleni selbst klang es überlaut und kalt. „Ich werde sie bei meinem Stamm verbreiten, doch ich glaube nicht, dass sie viel Anklang finden wird.“

„Ihr lebt nicht am Fluss“, antwortete Semjon freundlich.

Pelenis Mutter antwortete nicht darauf. Sie bedeutete Peleni, sich schlafen zu legen. Peleni warf Semjon einen entschuldigenden Blick zu und er lächelte. Sie zog ihre Decke um sich und starrte einen Moment in die Flammen.

„Semjon“, bat sie dann. „Kann ich etwas fragen?“

„Sicher.“

„Es ist eine gute Geschichte, aber... ist sie wahr?“

Er lächelte wieder. „So wahr wie jede Legende. Wenn ihr morgen an die Stromschnellen kommt, halte Ausschau nach dem Eingang zur Kammer. Er ist auf dem linken Ufer.“

„Nichts wirst du“, empörte sich Pelenis Mutter. „Außer jetzt schlafen. Und kein Wort mehr.“

„Aber Mama... wir wissen doch gar nicht, wie der letzte der Totwihe hieß. Wie sollen wir die Geschichte weitererzählen ohne das?“

„Also schön. Sagst du uns den Namen, damit meine Tochter schlafen kann?“

„Semjon“, sagte Semjon. „Ich wurde nach ihm benannt.“